

Die Rasenbank am Elterngrab – Friedhöfe in der Literatur

Georg Ruppelt

Die Friedhofsforschung ist sehr lebendig. So merkwürdig dieser Satz auch klingen mag, er entspricht den Tatsachen. Die Fülle der in den letzten 20 Jahren erschienenen Literatur ist kaum mehr zu übersehen. Neben der Beschreibung einzelner Friedhöfe oder der Friedhöfe einer Kommune sind zusammenfassende Arbeiten entstanden wie etwa „Ruhe sanft. Kulturgeschichte des Friedhofs“, „Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Wörterbuch zur Sepulkralkultur“, „Raum für Tote“, „Nekropolis. Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden“ – um nur wenige zu nennen.¹

Reiner Sörries hat 2009 in einem Überblick „Der Friedhof in der jüngeren Forschung“ daran erinnert, dass die Erforschung der Sepulkralkultur keine eigene Wissenschaftsdisziplin ist. Sie sei vielmehr ein auf Interdisziplinarität und Ganzheitlichkeit gründendes Forschungsfeld. Zu ihm gehören als Einzeldisziplinen etwa Archäologie, Ethnografie, Kunst- und Kulturgeschichte, Geschichte, Soziologie, Theologie, Denkmalpflege, Restaurierungswissenschaften und Naturwissenschaften.²

Eine bescheidene Ergänzung dieser Auflistung sei erlaubt. Die Schriftstellerin Barbara Bronnen, die ihr Buch „Friedhöfe“ mit dem Satz beginnt „Das Glücksgefühl, sobald ich ihn betrete, den Alten Nördlichen Friedhof in München ...“, stellt fest: „Friedhöfe sind auch Literaturgeschichte und zeigen uns, was nicht in den Büchern steht.“³

Erinnerungskultur im Wandel

Das Interesse an historischen Friedhöfen ist gewachsen, aber nicht nur dies hat Friedhöfe zunehmend in den Blickpunkt der Wissenschaft und einer breiteren Öffentlichkeit rücken lassen. Es ist auch ein tiefgreifender Wandel in den Formen der Bestattungs- und Erinnerungskultur zu beobachten. Dieser bringt offenbar zum Bewusstsein, dass sich gewisse Traditionen ihrem Ende zuneigen.

Wer über Jahre und Jahrzehnte hinweg regelmäßig einen oder mehrere „aktive“ Friedhöfe in größeren Gemeinden oder Städten besucht hat, dem wird aufgefallen sein, dass weite Flächen der großen Park- oder Gartenanlage „leer“ erscheinen, weil sie zu anonymen Massenbegräbnisstätten geworden sind oder gar nicht mehr zu Bestattungszwecken genutzt werden.⁴ Das war bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts durchaus anders, die Kommunen hatten eher Probleme mit der notwendigen Ausweitung der Gräberfelder. Zudem fanden sich im Umkreis eines jeden Friedhofes meist mehrere Gärtnereien sowie Betriebe des Steinmetzhandwerks. Heute sind hier vielfach Leerstände zu beobachten. Der Kausalzusammenhang ist eindeutig: Die Nachfrage bestimmt das Angebot.

¹ Vgl. zum Folgenden Sylvie Assig: *Waldesruh statt Gottesacker. Der Friedwald als neues Bestattungskonzept. Eine kulturwissenschaftliche Spurensuche*, Stuttgart 2007; Norbert Fischer und Markwart Herzog (Hg.): *Der Friedhof als Ort der Toten*, Stuttgart 2005 (Irseer Dialoge; Bd. 10); *Raum für Tote*, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal, Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur Kassel, Braunschweig 2003; Alexander Kühn und Malte Laub: *Digitales Herbstlaub. Ob Online-Friedhöfe oder Grabsteine mit QR-Code – der Tod ist längst im Netz angekommen*, in: *Der Spiegel – Wissen: Abschied nehmen. Vom Umgang mit dem Sterben*, Nr. 4, 2012, S. 118/119; Reiner Sörries: *Ruhe sanft. Kulturgeschichte des Friedhofs*, Kevelaer 2009; Reiner Sörries: *Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Wörterbuch zur Sepulkralkultur*, 1: *Volkskundlich-kulturgeschichtlicher Teil: Von Abdankung bis Zweitbestattung*, hg. vom Zentralinstitut für Sepulkralkultur Kassel; 2: unter Mitwirkung von Stefanie Knöll: *Archäologischer-kunstgeschichtlicher Teil: Von Abfallgrube bis Zwölftafelgesetz*, Braunschweig 2002 und 2005; Reiner Sörries: *Herzliches Beileid. Eine Kulturgeschichte der Trauer*. Darmstadt 2012.

² Sörries, *Ruhe sanft*, 2009 (wie Anm. 1), S. 275–277.

³ Barbara Bronnen: *Friedhöfe. Warum ich für mein Leben gern auf Friedhöfe gehe. Kleine Philosophie der Passionen*, München 1997, S. 7 und S. 136.

⁴ Der Verfasser bezieht sich auf eigene Beobachtungen in oder im Umfeld von Braunschweig, Hannover, Salzgitter, und Wolfenbüttel.

Der Wandel in den Formen der Bestattung im 21. Jahrhundert wird schlaglichtartig deutlich, wenn es in der Werbung eines Bestattungsinstituts heißt: „Die Vielfalt der Bestattungsarten im 21. Jahrhundert. Wir informieren Sie gerne!“ Dominiert wird die Anzeige von Fotos, die in vier Segmenten jeweils ein Stück Erdboden, ein brennendes Feuer, eine bewegte Wasseroberfläche und ziehende Wolken zeigen.⁵ Wird man mit den ersten beiden Fotos noch leicht die konventionelle Erd- und Urnenbestattung identifizieren können, so ist die Seebestattung der Asche eines Verstorbenen in Deutschland seit den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts möglich und später auch zunehmend üblich geworden, während das Verstreuen der Asche in der Luft von einem Heißluftballon oder Flugzeug aus erst in den letzten Jahren in Europa realisiert wurde – in Deutschland übrigens bis dato nur gestattet über bestimmten Gebieten der Nord- und Ostsee.

Doch diese Veränderungen in der Art und Weise, mit den Überresten des menschlichen Körpers zu verfahren, sind im Grunde nur marginal, laufen sie doch im Prinzip immer auf eine Bestattung von Materie hinaus – in welcher Form und an welchem Ort auch immer. Schließlich gehören auch die zunehmend beliebter werdenden Friedwälder und Ruheforste dazu. Wesentlich radikaler hat sich der Wandel des Totengedenkens durch die Möglichkeiten im Internet vollzogen.

Der Erzbischof von Mainz, Karl Kardinal Lehmann, hat 2005 in München in einer Festrede auf der Friedhofskulturellen Tagung des Bundesverbandes des Deutschen Steinmetz-, Stein- und Holzbildhauerhandwerks die Veränderungen in der Erinnerungskultur anschaulich beschrieben, analysiert und sie aus kirchlicher Sicht auch kritisiert:

„Einmal sind anonyme Rasengräber zu sepulkralen Mustern veränderter gesellschaftlicher Lebenswelten geworden. [...] Es gibt dafür auch den freilich vieldeutigen Begriff der ‚anonymen Beisetzung‘. Dabei geht es nicht primär um Massenbeisetzungen in einem gemeinsamen Grab ohne individuelle Kennzeichnung. Dies war oft das Schicksal der Armen. Ich erwähne hier nur den sogenannten ‚Friedwald‘, eine aus der Schweiz stammende Idee eines naturnahen Begräbnisplatzes. Der Friedwald entsteht auf einer der Natur überlassenen, baumbestandenen Landschaftsfläche, bei der die Asche eines Toten zu den Wurzeln eines Baumes hineingegeben wird. Der Baum ist zugleich Grab und Grabmal. [...]

Unsere Lebenswelten sind individueller, flexibler, pluraler und mobiler geworden. Darin fügt sich die Entwicklung der erwähnten Rasenbeisetzung ein. Sie muss nicht absolut in sich selbst und für immer fragwürdig erscheinen. Aber ihre anonyme Struktur kann sehr leicht nicht nur mit einer steigenden Individualisierung und Privatisierung unserer Lebenswelten einhergehen, sondern auch Ausdruck der Überzeugung sein, dass es nach dem Tod kein individuelles Leben mehr gibt, Namen keine Rolle spielen oder es jedenfalls gleichgültig ist, individuelle Kennzeichnungen zu verwenden oder nicht. Nicht selten verbindet sich diese Haltung auch mit überzeichneten ökologischen oder naturschwärmerischen Vorstellungen, dass sich nun das individuelle Leben gleichsam erlöst-erlösend in die All-Natur hinein auflöst. Eine solche Orientierung ist heute oft auch deshalb naheliegend, weil allenthalben von der ‚Auflösung des Subjekts‘ die Rede ist, die nicht nur die Konfiguration eines neuzeitlichen Begriffs von Individuum mit ihren Übersteigerungen betrifft, sondern auch den klassischen Begriff der Person zum Einsturz bringt. Unter diesen Voraussetzungen bricht natürlich auch die Frage eines Fortlebens nach dem Tod und gar des ‚ewigen Lebens‘ von Anfang an in sich zusammen. Sie hat praktisch keinen Ansatz mehr.

Eine andere Variante der Veränderung ist das sogenannte digitale Totengedenken. Das Internet ist zu einem neuen Ort des Totengedächtnisses geworden. So spricht man von virtuellen Friedhöfen. [...] Der tote Körper hingegen spielt kaum eine Rolle. Es erscheint ohne Belang, wo die eigentliche Bestattung erfolgt ist. [...] Die klassischen Friedhöfe haben damit einen großen Funktionswechsel erlitten, denn sie erscheinen zunächst und zuerst als Parkan-

⁵ *Wolfenbütteler Schaulenster*, 34. Jahrgang, Nr. 53, 30. Dezember 2012, S. 2.

lagen, in denen menschliche Überreste namenlos – man scheut sich nicht vor diesem Wort – ‚entsorgt‘ werden. [...] Ökonomische Reize zu solchen Entwicklungen und beruflichen Chancen sind nicht zu übersehen.“⁶

Ökonomie ist alles – alles ist Ökonomie. Von den Möglichkeiten der „Totenentsorgung“, die in der Science-Fiction vorausgesagt wurden, sei hier nur deren Recycling zum Nahrungsmittel erwähnt, etwa in den dystopischen Filmen „Soylent Green“ von 1973 oder in „Cloud Atlas“ aus dem Jahr 2012. In der Zukunftsstadt Tristopolis des gleichnamigen Romans von John Meaney wird die Energie aus den Knochen Verstorbener gewonnen.⁷

Gleich zu Anfang seiner Festrede stellt Kardinal Lehmann eine entscheidende Frage, nämlich nach unserem Umgang mit den Toten und danach, ob uns nicht einiges dabei verloren geht oder schon verloren gegangen ist: „So haben wir auch weithin eine große Friedhofs- und Grabkultur vergessen und manchmal geradezu tabuisiert. Nur mühsam wird sie wieder zugänglich gemacht. So erhebt sich die Frage, ob uns dabei nicht etwas entgangen ist, nämlich Aufschluss über den Menschen und damit uns selbst.“⁸

In dieser Kardinals-Frage liegt auch die Antwort auf unsere Frage, nämlich die nach dem Warum des aktuellen und nicht nur wissenschaftlichen Interesses an Friedhöfen. Die Antwort lautet: Wenn wir bemerken, dass ein Verlust bevorsteht, so wenden wir uns mit erhöhter Aufmerksamkeit den Dingen zu, die dabei sind, uns abhanden zu kommen. Und dies ist vielleicht der Hauptgrund für die eingangs beschriebene derzeitige Lebendigkeit der Friedhofsforschung.

Ja, es geht offenbar etwas verloren oder wenigstens zum Teil verloren, nämlich der Friedhof als realer Ort der Erinnerung an die Toten und der Friedhof als geschützter Garten, als umfriedeter Park und Ort des Friedens. Über Jahrhunderte war der Friedhof auf diese Weise in der Literatur präsent. Spektakulärer aber war seine literarische Wahrnehmung als Ort des Grauens, der Angst und des Unheimlichen. Ganze Literaturgattungen lebten und leben davon. So etwa die zurzeit wieder hochaktuellen Vampir-Romane und vor allem -Filme oder auch die Horror-Literatur in den entsprechenden Heft-Reihen, Filmen oder Computerspielen. Man fragt sich allerdings, ob mit dem Verschwinden der Friedhöfe dieser Literaturgattung (Filme und andere Medien immer eingeschlossen) nicht im eigentlichen Sinne des Wortes der Boden entzogen wird. Denn, wenn es keine Friedhöfe mehr gibt, welchen Gräbern können dann die Untoten entsteigen? Und was wird so Schreckliches oder gar Grauerregendes sein an einem Dracula-Verschnitt, der im Film einer Datenbank entsteigt? – Fragen über Fragen, die wir erfreulicherweise nicht beantworten müssen, wollen oder gar können.

Unser Interesse gilt im Folgenden nicht den eben genannten Produkten, nicht der „Gothic-Subkultur“ und auch nicht den weltweit erfolgreichen Fantasy-Romanen der „Scheibenwelt“ des Terry Pratchett, in denen Gevatter Tod auf einem Pferd reitet, das Binky heißt, und einen Butler namens Albert sowie eine Enkelin, eine Adoptivtochter und einen Schwiegersohn hat. Wir wollen uns vielmehr stichprobenartig mit literarischen Texten beschäftigen, in denen der Friedhof in Beziehung zum Garten gesetzt wird, sei es als zentrales Motiv in einem Gedicht, sei es als Ort eines Geschehens und gleichsam nebenher in der Prosa.

⁶ Karl Kardinal Lehmann: *Die Häuser der Toten. Das Grab und der Friedhof als Spiegel von Glaube und Kultur. Festrede bei der Friedhofskulturellen Tagung anlässlich der Bundesgartenschau München am 9. September 2005*, in: Bestattungskultur. 57, 2005, Nr. 10, S. I–VIII, hier S. V.

⁷ John Meaney: *Tristopolis*. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Peter Robert, München 2007 (Originalausgabe: *Bone Song*, 2007).

⁸ Lehmann, *Die Häuser der Toten* (wie Anm. 6), S. II.

Kirchhof, Gottesacker, Friedhof

Die Bezeichnung Friedhof hatte ursprünglich mit dem Begriff Frieden, also der Abwesenheit von Konflikten wenig zu tun. Der analoge Begriff Friedwald, der einen Wald des Friedens meint, ist inhaltlich natürlich nachvollziehbar, er trägt aber eben nicht die sprachhistorische Bedeutung von Friedhof als eingefriedeter, also umzäunter oder ummauerter Ort, abgeleitet vom Althochdeutschen „freithof“. Doch schon Grimms Wörterbuch zitierte 1863 seine heute einzige Bedeutung: „*man sagt heute friedhof, gleichsam stätte des friedens und der ruhe oder gefriedeter, gefriedigter ort*“.⁹

Synonym mit Friedhof wird heute noch Kirchhof genutzt; der Begriff beschreibt Bestattungsplätze im deutschen Sprachbereich seit dem Mittelalter. Der Kirchhof lag um die Pfarrgemeinde herum und war eingefriedet durch eine Hecke, eine Mauer oder einen Zaun. „Dadurch ist unmissverständlich (symbolisch) die Welt der Lebenden von der der Toten geschieden, gleichwohl war der Kirchhof ein belebter Ort, denn er wurde regelmäßig beim Gang zur Heiligen Messe betreten, außerdem war er Ort von Handel und Wandel, Spielstätte für geistliches Theater und besaß Asylrecht.“¹⁰

Martin Luther sprach sich 1527 in seiner Schrift „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“ gegen Kirchhöfe innerhalb der Städte und Dörfer aus und empfahl auch aus hygienischen Gründen (Pestilenz) Anlagen außerhalb der Ortschaften: „Aber unser Kirchhof, was ist er? vier odder funff gassen und zween odder drey marckt ist er, dass nicht gemeiner odder unstillter ort ynn der gantzen stad gibt denn eben der kirchhoff, da man teglich, ja tag und nacht uber leufft, beyde menschen und viehe, und ein iglicher aus seinem hause aus eine thür und gassen, drauff hat, und allerley drauff geschicht, villeicht auch solche stücke, die nicht zu sagen sind [...] und sollten doch daselbst eitel andacht schepffen, den tod und aufferstehung bedencken und der heiligen die so da liegen, schonen.“¹¹

Vor der Reformation war die Lage neben der Kirche bzw. um sie herum unverzichtbar, denn der Tote sollte zur Gemeinschaft der Heiligen gehören, und das war am besten möglich, je näher er bei den Reliquien lag. Die oberen sozialen Schichten fanden ihre Grablege später in der Kirche selbst. Die Wirkungskraft der Reliquien aber galt als räumlich begrenzt, was verhinderte, dass der Kirchhof erweitert werden konnte. Jenseits der Einfriedung war nur eine unehrenhafte Bestattung möglich.

In Gottfried Kellers „Der Grüne Heinrich“ (2. Fassung 1879) wird die ständige Nutzung des Kirchhofs so beschreiben: „Der kleine Gottesacker, welcher sich rings an die trotz ihres Alters immer weiß geputzte Kirche legt und niemals erweitert worden ist, besteht in seiner Erde buchstäblich aus den aufgelösten Gebeinen der vorübergegangenen Geschlechter; es ist unmöglich, daß bis zur Tiefe von zehn Fuß ein Körnlein sei, welches nicht seine Wanderung durch den menschlichen Organismus gemacht und einst die übrige Erde mit umgraben geholfen hat.“¹²

Gräber nach einigen Jahren neu zu belegen war notwendig. Dies geschah, nachdem die Gebeine der früher Verstorbenen „gehoben, gereinigt und ins Beinhaus (Kärner) übertragen, dort oft säuberlich geschlichtet, Schädel zu Schädel, Knochen zu Knochen. Das Beinhaus ist somit unverzichtbarer Bestandteil des Kirchhofes; die Beinhäuser wurden teilweise bis ins 19.

⁹ *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 4, Leipzig 1874, Sp. 123.

¹⁰ Sörries, *Großes Bestattungslexikon* 1 (wie Anm. 1), S. 170/171.

¹¹ D. Martin Luthers Werke. *Kritische Gesamtausgabe*, 23. Bd., Weimar 1901, S. 377.

¹² Gottfried Keller: *Sämtliche Werke*, Bd. 1, Basel u. a. 2006, S.11.

Jahrhundert benutzt, dann allerdings auch häufig abgerissen oder für andere Zwecke (Abstellkammer, Geräteschuppen) umgenutzt“.¹³

Das Beinhaus in Goethes Gedicht „Bei Betrachtung von Schillers [wie wir heute wissen angeblichem] Schädel“ von 1826 war übrigens das Kassengewölbe des Jakobsfriedhofes in Weimar. Schiller war 1805 nicht in der Erde bestattet worden, sondern gleich im Kassengewölbe.

„Im ernsten Beinhaus wars, wo ich beschaute,
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht ich, die ergraute.
Sie stehn in Reih geklemmt, die sonst sich haßten,
Und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten [...]“¹⁴

Friedhöfe kannten bis in das 18. Jahrhundert keine dauerhaften Grabmale, ausgenommen die Grabplatten in der Kirche und gegebenenfalls an der Kirchmauer. Grün waren die Kirchhöfe nur insofern, als über den anonymen Gräbern Gras wuchs. Pfarrer, Küster oder Totengräber erhielten als Entlohnung ein Nutzungsrecht der Friedhofsfläche für ihr Vieh. Noch in Goethes „Wahlverwandtschaften“ wird der Pfarrer, der mit der Umgestaltung des Friedhofes in eine englische Parklandschaft nicht einverstanden ist, umgestimmt dadurch, dass die so entstandene bunte Wiese der Pfarre zur Nutzung überlassen wird.¹⁵

Für die Begräbnisstätten gibt es in der deutschen Sprache weitere Begriffe, die durchaus poetischer anmuten als Kirchhof, etwa den Gottesacker, der vorzugsweise in Süd- und Ostdeutschland als Synonym für Friedhof genutzt wird. Der Begriff bezieht sich offenbar auf eine Stelle im ersten Korintherbrief (15,42): „Es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich.“ Auch die Begriffe Totenacker oder Leichenacker zielen auf dieses Bibelwort.

Der Rosengarten dient ebenfalls als Synonym für Kirchhof, meint aber auch spezielle Kindergrab-Felder, die auch Engelgarten, Engelgottesgarten oder Schmetterlinggarten genannt werden. Das Totengärtchen bezeichnet hingegen eine eingezäunte Grabstätte, wie sie im 19. Jahrhundert mehr und mehr üblich wurde. Alle Bezeichnungen für Begräbnisstätten mit dem Kompositum „-garten“ erinnern auch an den biblischen Garten Eden.

Im 19. Jahrhundert und 20. Jahrhundert wurden Friedhöfe zunehmend durch Landschaftsarchitekten und -gärtner geplant und zu Park- und Gartenanlagen ausgebaut. Im 20. Jahrhundert entwickelten sich viele Friedhöfe auch zu beliebten touristischen Zielen, etwa in Hamburg, Paris, Wien und vielen anderen Städten. Der städtische Friedhof des 20. Jahrhunderts, eben der, den wir eingangs als bedroht oder gar als Auslaufmodell wahrgenommen haben, hat bis in die Gegenwart auch eine ökologische Bedeutung. In Wikipedia heißt es unter dem Stichwort „Friedhof“ (aufgerufen am 28. August 2015) ebenso knapp wie korrekt: „Städtische Friedhöfe bilden, sofern sie begrünt sind, einen Ausgleich zu ihrem verdichteten Umfeld und übernehmen neben Parkanlagen und Alleen wichtige klimatische und ökologische Funktionen. In einigen Fällen stellen sie Sekundärbiotope dar, die auch seltenen Arten ein wichtiges Rückzugsgebiet bieten. Manche Friedhöfe übernehmen Teilfunktionen von Naherholungsgebieten.“

Gärten, Parks und Friedhöfe haben in der Literatur gelegentlich – um im Bild zu bleiben – gemeinsame Wurzeln oder ähnliche Blüten.

¹³ Sörries, *Großes Bestattungslexikon* 1 (wie Anm. 1), S. 170/171.

¹⁴ Johann Wolfgang Goethe: *Werke* (Weimarer Ausgabe), Bd. 3, Weimar 1890, S. 93.

¹⁵ Vgl. dazu auch Anne-Katrin Hillebrand: *Erinnerung und Raum. Friedhöfe und Museen in der Literatur*, Würzburg 2001, S. 47–77.

Friedhofsgärten – Gartenfriedhöfe

Es war ein ganz persönlicher Grund, der den Verfasser (Jahrgang 1947) zu diesem Aufsatz bewogen hat – er rührt aus dessen Kindheit her. Ihm ist eine Formulierung in einem Lied nie aus dem Kopf gegangen, das er in den 50er Jahren gelegentlich im Radio oder auch gesungen von Eltern oder Verwandten hörte: „die Rasenbank am Elterngrab“. Jahrzehntlang hat der Junge und auch der erwachsene Mann nicht gewusst, was eine Rasenbank ist, und er wollte es auch nicht wissen, weil ihm diese Formulierung geheimnisvoll und darum kostbar war und auch weil sie ihn auf nicht unangenehme Weise wehmütig stimmte, selbst dann noch, als es ein Elterngrab gab.

Das Lied „Am Elterngrab“ hat der seinerzeit erfolgreiche Dresdner „Salon-Humorist“ Emil Winter-Tymian (1860–1926) verfasst, und es findet in der Internet-Diskussion auch im Jahr 2015 noch großes Interesse und viel Zustimmung. Hier die ersten vier der sechs Strophen:

„Ich kenn' ein einsam Plätzchen auf der Welt.
Liegt ruhig, still verborgen,
Dort flieh' ich hin, wenn mich Kummer quält,
Es plagen mich die Sorgen

Und fragst du mich, so sag' ich's dir,
Es liegt nicht weit, nicht weit von hier.
Der liebste Platz, den ich auf Erden hab,
Das ist die Rasenbank am Elterngrab.

Da zieht's mit Zaubermacht mich immer hin,
wenn Menschen mit mir streiten.
Dort merk ich nicht, daß ich verlassen bin,
dort klag ich meine Leiden.
Da reden mir die Toten zu,
die Eltern mein in ew'ger Ruh.
Der liebste Platz, den ich auf Erden hab,
das ist die Rasenbank am Elterngrab [...]“¹⁶

Der Friedhof als Ort der Stille und der Zuflucht, der gleichsam aus der lauten Zeit gefallen ist und den Grabbesucher oder Spaziergänger zur inneren Einkehr, zur Reflexion bewegt, ist kein seltenes Motiv in der Literatur. Novalis' „Elegie auf einen Kirchhof“ von 1788/89 beginnt mit einem Friedhofslob: „Kirchhof, werter mir als Goldpaläste,/Werter einem jeden Menschenfreund [...]“.¹⁷ Ebenso angetan von Friedhöfen zeigt sich 1875 Peter Rosegger in „Die Schriften des Waldschulmeisters“: „Niemand geht unbelohnt über die Friedhofserde; diese Schollen kühlen die Leidenschaften und erwärmen die Herzen, und nicht allein des Todes Frieden steht auf den Blumenhügeln geschrieben, sondern auch des Lebens Wert.“¹⁸

Eduard Mörike beschreibt in der Novelle „Maler Nolten“ 1832 das eigenartige Gefühl nach langer Zeit auf einen bekannten Friedhof zurückzukehren: „Der Weg zum Kirchhof hinter dem Pfarrhaus zwischen den Haselhecken hin, wie bekannt und fremd war ihm alles! Das kleine Pfortchen in der Mauer stand offen; er trat in den stille grünenden Raum, der mit seinen ländlichen Gräbern und Kreuzen die bescheidene Kirche umgab [...]; ermüdet setzt er sich auf eine hölzerne Bank unter den breiten Nußbaum und überschaut den friedsamem Platz. Die Turmuhr läßt ihren festen Perpendikeltakt vernehmen, einsame Bienen summen

¹⁶ Emil Winter-Tymian: *Lieder-Perlen*, Leipzig 1902, S. 211.

¹⁷ Novalis: *Schriften*, Bd. 1, Stuttgart 1960, S. 479.

¹⁸ Peter Rosegger: *Ausgewählte Schriften*, Bd. 6, Wien 1892, S. 157.

um die jungen Kräuter, die Turteltaube gurret hie und da, und, wie es immer keinen unerfreulichen Eindruck macht, wenn sich unmittelbar an die traurigen Bilder des Todes und der Zerstörung die heitere Vorstellung eines tätig regsamen Lebens anknüpft, so war es auch hier wohlthuend für den Beschauer, mitten auf dem Felde der Verwesung einzelne Spuren des alltäglichen lebendigen Daseins anzutreffen.“¹⁹

Grüner Friedhofsschmuck

Auch der Friedhof als Garten, in dem gepflanzt und gepflegt wird, tritt in der Literatur in Erscheinung. Aschenputtel pflanzt ein Reis auf das Grab ihrer Mutter, das der Vater auf ihren Wunsch hin von einem grünen Busch gepflückt hat, und benetzt es mit seinen Tränen, worauf dort ein schöner Baum wächst. „Und ein Röslein rosenroth / Pflanzt mein Schatz nach meinem Tod“ heißt es 1808 in Achim von Arnims und Clemens von Brentanos „Des Knaben Wunderhorn“.²⁰

Theodor Fontane berichtet 1880 in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, wie ein Dorf sich der Obrigkeit widersetzt und einen aufgegebenen Kirchhof weiter bepflanzt.

„Um die Kirche herum liegt ein Kirchhof, ein sogenannter ‚toter Kirchhof‘; der ‚lebende‘, die Stätte, wo begraben wird, liegt draußen, am Rande des Dorfes.

Die alte Stätte ist nur ein Grasplatz noch, niedergetreten, ohne Kreuz und Stein, aber wer scharf zusieht, der nimmt bald wahr, daß hinter dieser Verwahrlosung noch immer eine Liebe lebt. Hier und dort wächst eine Schwertlilie, ein Hagebuttenstrauch unvermittelt aus dem niedergetretenen Grase auf, und alle diese Stellen kennen die Dörfler wohl, es sind die Gräber ihrer Teuren, die sie verstohlen hegen und pflegen, in heimlicher Liebe. Denn der Kirchhof soll tot sein, der offizielle Platz für Blumen und Tränen liegt draußen.

Aber welchem Herzen ließe sich gebieten!“²¹

Matthias Claudius beginnt sein Gedicht „An ... als Ihm die ... starb“ im „Wandsbecker Boten“ von 1775 mit einem Sämänn-Gleichnis. „Der Säemann sät den Samen,/Die Erd‘ empfängt ihn, und über ein kleines/Keimet die Blume herauf –“.²² Das ungepflegte Grab einer ihm unbekanntem Emilie beklagte 1909 Detlev von Liliencron:

„Emiliens Grab

Aus Langerweile, im fremden Ort,
Ging ich über den Kirchhof fort,
Sah mir ein Kreuzchen an, einen Stein,
Manch seltsam Sprüchlein von Sterben und Sein,
Und ließ mir zuflüstern von den Zypressen,
Daß hier Alles längst, längst vergessen.
Emiliens Grab – da blieb ich stehn,
War nichts andres drauf zu sehn,
Weder Bibelwort, Zeit, noch Familienname,
Nur einzig stand drauf, wie eine Brosame:
Emiliens Grab.
Das fiel mir auf und ging mir ins Blut;
Mein Gott, wer war sie, die hier ruht?
Das Gras, die Frühlingsblumen, die Bienen,
War Alles so froh von der Sonne beschienen.
Doch hatte niemand den Platz gepflegt;
Alles wucherte, ungehegt.

¹⁹ Eduard Mörike: *Werke und Briefe*, Bd. 3, Stuttgart 1967, S. 265/266.

²⁰ Clemens von Brentano: *Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. 8, Stuttgart u. a., S. 12.

²¹ Theodor Fontane: *Sämtliche Werke*, Bd. 2,2, S. 337.

²² Matthias Claudius: *Werke*, Bd. 1, Hamburg 1819, S. 23.

Nichts konnte auf dem Grabe prunken,
Selbst die Einfassung morschte versunken.“²³

Im Gegensatz dazu fordert Gottfried Keller in seinem Gedicht „Scheiden und Meiden“ (1846) den „schwarzen Gärtner“ verzweifelt auf, das Grab der Geliebten verwildern zu lassen:

„Schwarzer Gärtner, Grabespfleger,
Lass, o lass das Grab verwildern!
Seine wermutbittern Schauer
Soll kein Lenz mehr freundlich mildern!
Binde nicht mehr diese Zweige,
Tränke nicht mehr diese Rosen!
Und mit dem verdorrten Kranze
Mag der kalte Nordwind kosen!“²⁴

Ausführlich hat Rainer Maria Rilke in seiner Erzählung „Der Totengräber“ von 1901/02 den typischen blühenden Friedhofsgarten beschrieben, wie er seit etwa 200 Jahren die Standardbegräbnisstätte in Europa war und (noch) ist.

„Am nächsten Morgen begann der neue Totengräber von San Rocco sein Amt. Er faßte es seltsam genug auf. Er schuf den ganzen Kirchhof um und machte einen großen Garten daraus. Die alten Gräber verloren ihre nachdenkliche Traurigkeit und verschwanden unter dem Blühen der Blumen und dem Winken der Ranken. Und drüben, jenseits des mittleren Weges, wo bisher leerer, ungepflegter Rasen gewesen war, bildete der Mann viele kleine Blumenbeete, den Gräbern auf der anderen Seite ähnlich, so, daß die beiden Hälften des Kirchhofes einander das Gleichgewicht hielten. Die Leute, welche aus der Stadt herauskamen, konnten ihre lieben Gräber gar nicht gleich wiederfinden [...] Aber die Leute von San Rocco, welche diesen Kirchhof sahen, litten nicht mehr so sehr unter dem schweren Tod. Wenn einmal jemand starb [...] so mochte der Weg hinaus zwar immer noch recht lang und trostlos sein, draußen aber wurde es immer etwas wie ein kleines, stilles Fest. Blumen schienen von allen Seiten herbeizudrängen und sich so schnell über die dunkle Grube zu stellen, daß man meinen konnte, der schwarze Mund der Erde habe sich nur aufgetan, um Blumen zu sagen, tausend Blumen.“²⁵

Nicht nur lebende Blumen und Pflanzen sind auf Friedhöfen zu finden, sondern auch in Stein gemeißelte oder auf Holz oder der Metall gemalte. So steht der Palmzweig in der jüdisch-christlichen Tradition für das ewige Leben; die (geknickte) Rose, der abgeknickte Grashalm, das welke Blatt für vergangene Schönheit und das Ende des Lebens. Der Baum schließlich, der in der Erde wurzelt und seine Zweige zum Himmel streckt, ist Symbol für den Menschen überhaupt als Wesen zweier Welten.²⁶

Unfriedhöfe

Ganz im Gegensatz zu diesen friedlichen, hoffnungsvollen und tröstlichen Texten und Symbolen stehen die schon erwähnten Grusel- und Horrorgeschichten, in denen wenigstens ein Teil der Handlung geradezu notwendigerweise auf einem Friedhof spielen muss.

Zwei Kurzgeschichten der phantastischen Literatur verkehren die Idee von einer Begräbnisstätte, die durch entsprechende Gestaltung und Bepflanzung einen garten- oder parkähnlichen Charakter bekommt, in ihr Gegenteil. In diesen Texten werden lebenden Pflanzen eines

²³ Detlev von Liliencron: *Gute Nacht. Hinterlassene Gedichte*, Berlin 1909, S. 107/108.

²⁴ Gottfried Keller: *Sämtliche Werke*, Bd. 9, Basel u. a. 2009, S. 95.

²⁵ Rainer Maria Rilke: *Sämtliche Werke*, Bd. 4, Frankfurt am Main 1961, S. 691.

²⁶ Vgl. Iris Schürmann-Mock (Hg.): *Auf den Kirchhof wollt ich gehen. Ein Lesespaziergang über Friedhöfe*, Hildesheim 2012, S. 57–59 sowie die Lexikoneinträge in Sörries, *Großes Bestattungswörterbuch* (wie Anm. 1).

Gartens tote menschliche Körperteile implantiert, die wiederum so zum Leben reaktiviert werden. Gustav Meyrink sucht in der 1913 zuerst erschienen Erzählung „Die Pflanzen des Dr. Cinderella“ einen geheimen Garten in Prag auf, wo ihm folgendes begegnet:

„Nichts rührte sich, und ich stöhnte erleichtert auf. Vorsichtig, die Flamme nicht zu verlöschen, leuchtete ich die Mauern entlang. Überall dieselben Holzspaliere und, wie ich jetzt deutlich sah, durchrankt von offenbar zusammengestückelten Adern, in denen Blut pulsierte. Grausig glitzerten dazwischen zahllose Augäpfel, die in Abwechslung mit scheußlichen, brom-beerartigen Knollen hervorsproßten und mir langsam mit den Blicken folgten, wie ich vorbeiging. – Augen aller Größe und Farben. – Von der klarschimmernden Iris bis zum hellblauen toten Pferdeauge, das unbeweglich aufwärts steht.

Manche, runzelig und schwarz geworden, glichen verdorbenen Tollkirschen.

An gärtnerischem Horror kaum zu übertreffen ist die Erzählung „Adomphas Garten“ von Clark Ashton Smith aus dem Jahr 1938. In einem verborgenen Garten, zu dem nur König Adompha und sein teuflisch-genialer Magier-Gärtner Dwerulas Zutritt haben, werden Körperteile der Geliebten, die der König nach genossenen Liebestagen umbringen lässt, in Pflanzen wiederbelebt. Hier eine eher zurückhaltende Textstelle aus dieser Erzählung:

„Und da gab’s amaranthene, tellergroße Blüten auf armdicken Schäften, die ständig in zitternder Bewegung erbebten. Und da gab es noch viel des gespenstischen Wucherns, unterschiedlich wie die Sieben Höllen und mit keiner ändern Gemeinsamkeit behaftet, denn mit jenen Pfropfreisern, die Dwerulas ihm hier und dort aufgesetzt hatte in all seiner widernatürlichen, nekromantischen Kunstfertigkeit. Diese Pfropfreiser aber waren nichts anderes denn die verschiedensten Teile und Gliedmaßen menschlicher Wesen. Auf die vollendetste Weise und mit unfehlbarem Erfolg hatte der Magier sie jenen halb pflanzlichen, halb tierischen Strünken eingefügt, auf denen sie nun weiterlebten und -wuchsen, indem sie das blutähnliche Sekret ihres Nährbodens in sich saugten. Solcherart wurden die sorgfältig ausgewählten, dem Andenken dienenden Stücke einer überaus großen Zahl von Personen am Leben erhalten, welche bei Lebzeiten dem Zauberer und auch dem König Widerwillen oder Langeweile verursacht hatten. An palmenhaften Schäften, zwischen büschelig gefiedertem Blattwerk, hingen in Bündeln, gleich riesigen, schwarzen Steinfrucht-Gehängen, die abgehackten Köpfe verschnittener Haremswächter. Ein nacktes, blattloses Rankengewächs erblühte im Schmucke der Ohrmuscheln geköpfter Palastwachen. An mißgestaltig-ungeschlachten Kakteen quoll’s fruchtschwer und zahllos hernieder von abgeschnittenen und wieder aufgepfropften Frauenbrüsten, und andere waren über und über bewachsen mit dem Haar jener Weiber. Ganze Gliedmaßen, ja sogar Rümpfe waren in grausiger Verquickung mit den monströsen Baumformen verflochten. Etliche der riesigen, tellergleichen Blüten trieben in ihrer Mitte pulsierende Herzen hervor, und andere, kleinere Blumenkelche umschlossen jeweils ein menschliches Auge, das noch immer lebte und mit zuckendem Wimpernschlag aus seiner Blüte hervorsah. Und auch noch ganz andere Pfropfreiser gab es, von einer so schlüpfrigen Unzucht und Widerlichkeit, daß sie sich aller Beschreibung entziehen.“²⁷

Am Ende der Erzählung fällt der König erfreulicherweise einem der fleischfressenden Organismen zum Opfer.

Friedhof, Garten, Bibliothek

Friedhöfe stehen in enger Beziehung zu Gärten; doch auch Bibliotheken haben mehr Affinität zu Gärten als man auf den ersten Blick meinen sollte, gehören doch beide Bereiche zu den schönsten und kreativsten Hervorbringungen des menschlichen Geistes. Es seien an dieser Stelle nur die großen Dienstbibliotheken berühmter Gärtner erwähnt, wie etwa die Königliche Gartenbibliothek Herrenhausen.

²⁷ Clark Ashton Smith: *Adomphas Garten*, in: C. A. Smith: *Saat aus dem Grabe. Phantastische Geschichten*, Deutsch von Friedrich Polakovics, Frankfurt am Main 1982 (Phantastische Bibliothek, Bd. 68; Original: *The Garden of Adompha*, 1938), S. 50–66, Zitat S. 54/55.

Gibt es denn auch Beziehungen zwischen Bibliotheken und Friedhöfen? „Ja“, sagt Eric W. Steinhauer, „Bibliothek und Friedhof haben erstaunliche Gemeinsamkeiten“. Beides sind Orte der Erinnerung. „Und beide sind wahre Speicher.“²⁸

In einigen Bibliotheken im deutschsprachigen Raum werden tatsächlich auch menschliche Überreste aufbewahrt, so etwa in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe die Asche des Schriftstellers Alfred Mombert in seiner Büste. (Auf das Thema Einbände aus Menschenhaut wollen wir hier nicht eingehen). Mumien finden sich in der Bibliothek des Mechitaristenklosters und der Bibliotheca Theresiana, beide in Wien, sowie in weiteren Bibliotheken Europas und Amerikas. In der Stiftsbibliothek St. Gallen ist die ägyptische Mumie Schepense regulärer Bibliotheksbestand; dort ist ihr Name „Tag für Tag ‚im Munde der Lebenden‘. Und wenn man genau hinsieht, dann sehen wir sie darüber lächeln! Sie weiß warum“.²⁹

Es sind tröstliche und dazu poetische Vorstellungen, dass nach der biblischen Überlieferung das Menschengeschlecht in einem Garten erschaffen wurde und „am Anfang das Wort war“ und dass unsere individuelle irdische Existenz in einem (Friedhofs-)Garten enden könnte – oder in ganz seltenen Fällen in einer Bibliothek.

²⁸ *Friedhof der Datenträger. Alljährlich zu Halloween hält Eric A. Steinhauer eine Vorlesung zur Kulturwissenschaft des Morbiden. Zum Beispiel über Bibliotheksmumien* [Interview mit Eric A. Steinhauer und Fragen von Urs Willmann], in: *Die Zeit*, Nr. 44, 25. Oktober 2012, S. 43.

²⁹ Eric W. Steinhauer: *Theorie und Praxis der Bibliotheksmumie. Überlegungen zur Eschatologie der Bibliothek*, Hagen-Berchum 2012 (Bibliotope, Bd. 9), S. 84.